



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Der Bau des Menschen als Zeugnis für seine Vergangenheit. Von Dr. R. Wiedersheim, Professor in Freiburg i. B., F. C. B. Mohr, 1887.

Man könnte diese feinsinnigen, höchst interessanten Studien mit Dank und Freude annehmen, wenn nicht in dem Prinzip ihrer ganzen Anschauungsweise etwas fremdartiges läge, gegen das wir Verwahrung einlegen müssen. Es giebt kaum einen Zweig der Naturwissenschaften, der so anregend auf unser Gemüt wirkte und so viel Gedanken hervorriefe, als die vergleichende Anatomie und Physiologie. In den Formen aller Lebewesen und auch des menschlichen Körpers Analogien zu suchen und zu finden, ist eine höchst anziehende Beschäftigung, die den verlockenden Reiz auf den Forscher ausübt, daß er eine Form stets aus der andern durch Entwicklung abzuleiten versucht. So wird uns in dieser Schrift als historische Begebenheit dargestellt, wie der Mensch im Laufe von einigen tausend Jahren aus den Ahnenreihen der sogenannten niedern und unvollkommenen Tiere durch den Charakter der Säugetiere und Affen hindurch sich zu seiner jetzigen Form entwickelt habe. Die Organe, die er für seinen jetzigen Beruf nicht brauchen konnte, verkümmerten und schrumpften ein, zeigen uns aber noch in mannichfachen trümmernhaften Spuren, daß sie früher eine größere Bedeutung gehabt haben. Als sein Gebiß sich verfeinerte und ihm nicht mehr als hauptsächlich Waffe dienen konnte, da entwickelte sich sein Gehirn zu größerem Umfange, sodaß er sich selber neue Waffen erfand. Seine Hände und Füße bekamen nach und nach die wunderbar zweckmäßige Form, die sie jetzt haben, und so ging es weiter durch alle Organe. Die geistreiche Darstellung hat nur den einen Fehler, daß sie das als historische Begebenheit betrachtet, was nur auf Analogieschlüssen aus der vergleichenden Beobachtung von Formen beruht, und nicht ein einziges mal nachweist, daß diese Verwandlungen sich wirklich ereignet haben. Die Versicherung, daß dieselben innerhalb einiger tausend Jahre ganz bestimmt möglich seien, kann uns nicht über den Mangel jedes tatsächlichen Beweises in der Gegenwart hinweghelfen. Aus der Thatsache, daß hie und da ein Mensch mit einer kurzen schwanzartigen Verlängerung der Wirbelsäule gefunden wurde, ist der Schluß noch keineswegs gerechtfertigt, daß die Zeit, wo unsre Ahnen noch alle lange Schwänze hatten, in der Vergangenheit gar nicht weit zurückliegt. Aus der Thatsache, daß wir jetzt einen glatten Muskel dicht unter der Haut am Halse haben, folgt nicht ohne weiteres, daß unsre Ahnen derartige Muskeln unter der ganzen Haut gehabt haben, wie die andern Säugetiere. Dagegen, daß man den menschlichen Körper bei wissenschaftlicher Betrachtung völlig in Analogie mit dem tierischen Körper stellt, ist nichts einzuwenden; aber wir haben kein Bedürfnis, den Menschen überhaupt der vergleichenden Anatomie zu Liebe mit den Tieren und namentlich den Affen in eine vollkommene Einheit zu verschmelzen.

Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts von Dr. Georg Witkowski. Leipzig, Veit und Comp., 1887.

Werder ist eine der wenigen sympathischen Erscheinungen aus der Zeit des tiefsten Niederganges der deutschen Literatur. Ein ritterlicher Mann, Kriegs-

oberster in anhaltinischen Diensten während des dreißigjährigen Krieges, als solcher und auch wegen seiner diplomatischen Gewandtheit wohl angesehen und im besten Rufe, hatte er sich zur Zeit einer barbarischen Verwilderung des nationalen Lebens doch Sinn und Bedürfnis für geistige Arbeit bewahrt. Er teilte mit den Zeitgenossen den Schmerz über den tiefen literarischen Stand Deutschlands im Vergleich mit der hohen Bildung Italiens und Frankreichs. Eines der bedeutendsten Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft,“ „der Vielgefürnte“ hieß er als solcher, strebte er redlich, das seinige zur Hebung des deutschen Ansehens auf poetischem Gebiete beizutragen. Aber er war keine produktive Dichternatur; er hatte wohl den richtigen Instinkt für poetische Schönheit, aber kein klares Bewußtsein derselben, und darum schwankte sein Geschmack zwischen gut und schlecht unklar hin und her. Er hatte vor Opitz schon die Notwendigkeit strengerer metrischer Gesetze erkannt und praktisch vertreten, und doch gewann ihm dieser den Ruhm ab, der erste gewesen zu sein, welcher jene Forderungen aufstellte. Werders erfolgreichste Thätigkeit war die Uebersetzung Tassos und Ariosts. Die Werke dieser Italiener hatten die Kunde durch ganz Europa gemacht, sie wurden bis zum Jahre 1600 in alle Sprachen übersetzt, nur die Deutschen hatten keine Uebersetzung. Dies empfanden die Gebildeten jener Zeit als nationale Schmach, und Werder übernahm es, sie zu tilgen. So entstanden seine Uebersetzungen, die sich noch bis ins achtzehnte Jahrhundert, bis auf Gries, eines guten Rufes erfreuten und heute von den Germanisten als verdienstvolle Leistungen des Sprachgefühls in einer Zeit des Stillstandes des deutschen Geisteslebens anerkannt werden.

Dies in flüchtigen Umrissen das Bild Werders, wie es sich uns nach dem Lesen der Schrift Wittkowskis vor Augen stellt. Sie ist mit großem Fleiß und großer Sorgfalt geschrieben. Es muß dies umso lobender hervorgehoben werden, als gerade die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts zu den sprödesten Stoffen der Literaturgeschichte gehört. Sich durch Bände voll bombastischer Langeweile und Dede hindurcharbeiten zu müssen, ist kein Vergnügen. Wittkowski hat es über sich gewonnen und sich dabei die Klarheit des Urteils über seinen Helden zu wahren gewußt. Mit richtigem Gefühl sind auch die menschlichen Charakterseiten Diederichs hervorgehoben.

Der Genius und sein Erbe. Eine Künstlergeschichte von Hans Hopfen. Engelhorn's Romanbibliothek III. 17.

Zahlreiche Schriftsteller sind gegenwärtig bemüht, der Hauptstadt des deutschen Reiches dasjenige, was nach ihrer Ansicht dieser noch zur Weltstadt fehlt, zu liefern, den „Berliner Roman.“ Was wir davon bisher zu Gesicht bekommen haben, zeugt indessen vielmehr für eifrige Lektüre der Pariser und Londoner Penny-Romane, als für das Studium des heutigen Berlins und die Kraft, die Ergebnisse solches Studiums künstlerisch zu gestalten. Es geschieht deshalb eigentlich dem Verfasser der hier genannten Erzählung kein Dienst, wenn eine Ankündigung derselben sagt, „die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte seien von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgetroffene Personen darin zu erblicken meine.“ Es mag sein, daß dem Verfasser wirkliche Menschen Modell gestanden haben, er giebt selbst gelegentlich so etwas zu verstehen; aber gerade dies haben wir daran auszusetzen. Denn die Figuren seiner Erzählung sind im höheren Sinne nach dem Leben gezeichnet, sie vergegenwärtigen Charaktere, wie sie sich in der heutigen Gesellschaft überall herausgebildet haben. Künstlerreliquenwesen, Zeitungsreklame, Unverstand bei Mäcenen und Notizlern, blindes Nachsprechen des großen

Publikums — alles das findet sich ja überall, wo ein sogenanntes Kunstleben besteht. Aber daß es so treu geschildert ist, rechnen wir dem Dichter zu hohem Verdienst an. Ebenso frei sind die Szenerien gemalt, in welchen das Spezifisch-Berlinische zu suchen ist. Außerdem berührt das unbekümmerte Aussprechen eines künstlerischen Glaubensbekenntnisses, das Eintreten für das Sittenbild im Sinne der Metsu, Pieter de Hooghe u. s. w. und gegen die gemalte Tapezierarbeit und die Modelle mit antiken Namen äußerst wohlthuend. Allerdings wird er sich dafür den unwissenden „Kunstschreibern“ beizählen lassen müssen. Daß er wirklich ein ausgezeichnete und origineller Erzähler ist, brauchte Hopfen nicht erst jetzt zu beweisen. Nur möchten wir wissen, was ihm die fächliche Endung des Adjektivs angethan hat, das er sie so konsequent verschluckt. Da liest man immer nur „meisterlich Wirken“, „wunderlich Spiel“ und so fort, und was dann und wann gute Wirkung machen würde, erscheint bei der häufigen Wiederholung manivriert.

Romane gehören ja wohl zu den Büchern, welche auch Künstler lesen. Vielleicht schreibt einer oder der andre sich des jungen Knorr Wort in sein Notizbuch: „Man muß gute Bilder malen und sich um den Kest, der drum und dran hängt, nicht kümmern!“

Der nächste deutsch-französische Krieg. Eine militärisch-politische Studie von E. Rött-
schau, Oberleutnant a. D. Zweiter Teil. Straßburg i. E., R. Schulz u. Comp., 1887.

Ein höchst wunderliches Opus, das eher alles andre enthält als das, was man nach dem Titel zu erwarten berechtigt ist. Eine Art Vorrede trivialsten Inhaltes, der sich in schwülstigen Phrasen ergießt, schreckt schon vom Lesen ab. Die Salbaderei beginnt: „Unter der hehren Gestalt der Germania wendete sich schon der Rufer zum Streit aufwärts nach dem erklirrenden Schwert, und sein Auge haftete forschend an der leuchtenden Krone. Der Friedensengel senkte trauernd den Palmenzweig, bereit, neue ferne Gräber mit frischem Lorber zu schmücken. Aus den Gräbern der Helden klang zum erstrahenden Heer der freudige Anruf: »Vor der Schlacht!« Doch der gehobene Fuß sank zurück: »Noch nicht!« Des greisen Heldenkaisers milde versöhnende Hand hatte noch einmal die lodernde Fackel gelöscht. Doch fern in West und Ost stehen schwere Wetterwolken, und der vorausblickende Mann sichert die edelste Habe unter wetterfestem Dach. Wo seine Kraft nicht ausreicht, schaut er aus nach der treuen Gefährtin, die der Allmächtige an seine Seite gestellt hat. So widme ich denn dieses für den Grundbau deutscher Einigkeit bestimmte Sandkorn den Töchtern jener Germaninnen, deren zürnender Blick den ermattenden Knaben zurückscheuchte in die tosende Schlacht, den deutschen Frauen!“ Sollte man's glauben: eine Ode Klopstockschen Stiles, um den einfachen Satz auszudrücken: 1886 hätten wir beinahe Krieg bekommen, und es kann am Ende noch etwas der Art geben! Und das geschmacklose Bild von dem Sandkorn, das für den Grundbau der deutschen Einigkeit bestimmt ist! Und weiter die Logik, die dieses Sandkorn den deutschen Frauen verehrt, welche dann, hübsch nach Ständen geordnet — die Kaiserin, zu welcher der Verfasser „in Ehrfurcht,“ die Fürstinnen, zu denen er „ehrerbietig emporsieht,“ zuletzt die übrigen, die er bloß grüßt — aufmarschiren, um feierlich ermahnt zu werden, zu sorgen und zu helfen, daß „uns neue Demütigungen, neue Opfer erspart bleiben.“ Wer darüber nicht den Appetit zum Weiterlesen verloren hat, erfährt in weiterschweifigster Auseinandersetzung allerlei, aber wenig Neues und Brauchbares über die Geschichte des Elsaß unter den Galliern, den Römern, den Franken, den deutschen Kaisern, über die Kampfmittel Deutschlands und Frankreichs zur See, über die in Aussicht stehenden Seekämpfe, über Kriegs-

pläne im allgemeinen und besonders, über Kampfweise der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, über Repetirgewehre, Ferientkolonien, „Humanitätsbusel“ u. s. w. Je weniger Genaueres der Verfasser über einen Gegenstand zu sagen weiß, desto breiter und schwinghafter pflegt er zu werden. Zuletzt behalten wir von all seinem Gerede so gut wie nichts in den Händen, was uns über die Hauptsache aufklären könnte: wann wird der Krieg etwa ausbrechen, was wird ungefähr sein Gang sein, wer wird voraussichtlich siegen. Weshalb wir dann das Buch erwähnen? Nun, zur Warnung und als ein Beispiel für die Art, wie man nicht schreiben soll, als ein Beispiel, das in seiner Art geradezu ein „Phänomen“ ist.

Bismarcks parlamentarische Kämpfe und Siege. Von Friedrich Thudichum. Stuttgart, Ferdinand Ente, 1887.

Der Verfasser, Professor des Staats- und Kirchenrechts an der Tübinger Universität, giebt hier eine Art von Geschichte der deutschen Parlamente und Parteien in ihrem Verhältnisse zu Bismarck, die nach einem Rückblicke auf die politische Lage unmittelbar nach 1850 mit dem Regierungsantritte König Wilhelms I. beginnt und mit der Rückkehr der Nationalliberalen zur Fahne des Reichskanzlers, wie sie sich im Heibelberger Programm vom März 1884 ankündigte, abschließt. Wesentlich neues erfahren wir aus der Schrift nicht, sie empfiehlt sich aber durch den Standpunkt, von welchem aus die betreffenden Vorgänge betrachtet werden, und dadurch, daß auch auf die Entwicklung der Dinge in Süddeutschland gebührende Rücksicht genommen wird. Der Verfasser ist eine von den nicht häufigen Ausnahmen unter unsern juristischen Gelehrten, insofern er mit den unbefangenen und vorurteilslosen Augen des Realpolitikers sieht und darnach urteilt. Er gehört infolge dessen keiner von den verschiedenen Parteien an, sondern nimmt eine Mittelstellung zwischen den gemäßigten Liberalen und den ähnlich denkenden Konservativen ein. Seine Darstellung ist klar und übersichtlich, und wir bedauern nur das eine, daß sie uns nicht auch über die neuesten Siege Bismarcks über die liberalen Doktrinäre und das Zentrum mit seinen Anhängeln berichtet. Immerhin wird sie dazu beitragen, die, welche sehen wollen, deutlicher erkennen zu lassen, was wir an unserm Kanzler besitzen und wie wenig seine Gegner zu bedeuten haben. Parteihandwerker rechts und links, beschränkt und arm an positiven Gedanken gegenüber dem Wirken des weitschauenden, von der Energie neuer Ideen erfüllten schöpferischen Staatskünstlers; Verdunkelungen, Verlegenheiten, zuletzt immer der Sieg des Genius, immer neuer Fortschritt zur Vollendung, sei es durch Kompromiß, sei es durch Niederwerfung der feindlichen Mächte, unwiderstehlich, wie eine Naturnotwendigkeit, wie die wolkenbrechende Sonne — das ist der Eindruck, welchen auch diese Schrift zurückläßt, wie jede verständige und geradsinnige Betrachtung des Ganges unsrer Geschichte im letzten Vierteljahrhundert.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.